

Response auf Inken Mädlers Beitrag zum Thema »Grenzüberschreitung als Phänomen populärer Kultur. Die Tätowierung als Arbeit an der Grenze.«

Peter Bubmann

Wichtig ist mir zu unterstreichen, dass gerade im Vorgang der Entgrenzung, der Überschreitung bisheriger Grenzen häufig zugleich neue Grenzen errichtet oder beachtet werden: etwa neue Regeln kollektiven Verhaltens, oder andersartige ästhetische Codes, die nun für die neuen Insider, hier konkret die Gruppe der Tätowierten (oder analog die Fans einer Popgruppe), gelten. Denn: Ästhetisch-kulturelle inszenierte Grenzüberschreitungen wie Grenzziehungen haben häufig die soziale Funktion von Distinktionen gegenüber bestimmten Personengruppen (etwa Herkunftsmilieus etc.). Geschichtlich gesehen haben sich ja auch Religionsgemeinschaften immer durch kulturelle Grenzziehungen in Kleidung, Bewegungsrepertoire, Definition des körperlich »Schicklichen« von anderen Gruppen abzusetzen gewusst. Mädler deutet diese sozialdifferenzierende Wirkung der Tattoos auch an. Das hätte ich gerne noch genauer gewusst: Werden durch die neuen Bildcodes der Tattoos tatsächlich neue tribalistische Sozialformen abgebildet (oder gar geschaffen)? Ist es nur ein Mode-Phänomen oder stecken kulturelle Hoheitskämpfe verschiedener Lebensstilgruppen dahinter? Übernimmt die Körperbildkunst daher nach dem Abdanken des gegenkulturellen Impulses in der Rockmusik deren Funktion als subkulturelle Distinktionstechnik, also als Möglichkeit, sich von etablierten Gruppen absetzen zu können? Und zeigt sich die damit verknüpfte Machtfrage nicht überdeutlich in der Situation eines Vorstellungsgesprächs, in dem die plötzlich sichtbar werdende Tätowierung einem »coming out« gleichkommt und möglicherweise zum Ausschlusskriterium für die Anstellung etwa in einer Bank wird?

Anders gesagt: Möglicherweise zielt die Technik des Tätowierens kulturell doch zunächst auf Abgrenzungen und Grenzziehungen, und nicht primär auf individuelle Transzendierungsprozesse.¹

Rückfragen und Weiterführungen aus praktisch-theologischer Sicht

Das Phänomen der Körperbilder ist in der Tat religionsphänomenologisch und damit auch praktisch-theologisch besonders interessant, weil hier eine besonders starke Form eines Schriftmediums, eben die eigene Haut als Grenzbereich zwischen Innen und Außen des Ichs gewählt wird. Man könnte allerdings ergänzen, dass dies für ein Zentralmedium religiöser Artikulation, nämlich die Stimme und den Stimmklang, genauso gilt: Der religiöse Gesang als archaisches Medium religiöser Artikulation lebt auch genau von dieser Spannung zwischen innen und außen: Einerseits ist die Stimme das ureigenste Körperorgan, bringt im Stimmklang der vibrierenden Stimmbänder und mitschwingenden Resonanzräume des Leibs die Eigenheit und Befindlichkeit des Ichs wie kaum ein anderes Körperorgan zum Schwingen und zum Ausdruck. Auch die Stimme kann »spezifisch zum Ausdruck [...] bringen, was inwendig bewegt« (Mädler über die Tattoos). Andererseits verbinden sich die verschiedenen individuellen Stimmen zum Gesang einer religiösen Gruppe, verstärken sich, schaffen etwas Neues, ohne das Individuelle auszulöschen. Die Stimme ermöglicht in Verbindung mit der Sprachfähigkeit also

¹ Selbst im Wikipedia-Artikel »Tätowierung« wird m. E. zu Recht unter »Funktion und Bedeutung« zunächst die Funktion der Abgrenzung und des Ausdrucks von Zugehörigkeit unterstrichen.

komplexe Kommunikationsprozesse von Selbstoffenbarung, Feedback und Diskurs.

Praktisch-theologisch (und darin auch systematisch-theologisch) wäre weiter zu fragen: Warum hat die christliche Kirche und haben christliche Gemeinden bis heute primär auf das religiöse Organ der Stimme, daneben auch auf Bilder, nicht jedoch auf Körperbilder zurückgegriffen, um dem eigenen Glauben Ausdruck zu verleihen? Warum spielt die Körpergrenze und der eigene Körper als religiöses Ausdrucksmedium im Christentum eine so untergeordnete Rolle? Und wie wäre die anders lautende Maxime des Paulus »Verherrlicht also Gott in eurem Leib!« (1 Kor 6,20) im Blick auf die Körperbildkunst heute zu interpretieren?

Ich möchte wenigstens den Versuch einer Antwort wagen: Der Stimmklang ist vergänglich, gebunden an den Stimmträger und den Augenblick, je einmalig augenblicklich (so übrigens auch die Körperkunst des Tanzes!). Dem entspricht das Grundverständnis des Evangeliums als zeitliches, geschichtliches Ereignis, ja auch schon die Selbstoffenbarung Gottes an Mose im brennenden Dornbusch. Gott lässt sich nicht auf ein für alle Zeiten fixiertes Zeichen festlegen. Die Verschriftlichung (oder Verbildlichung) kann höchstens Durchgangsstadium sein zu neuer Ereigniswerdung. Deshalb hat etwa Martin Luther immer wieder darauf beharrt, dass es ursprünglich einen Vorrang der mündlichen stimmlichen Kommunikation vor dem (stummen) Lesen der Schrift- und Bildmedien gibt. Wenn die Begegnung mit Gott, seine Offenbarung, zunächst Ereignis und geschichtliche Begegnung ist, wäre zurückzufragen: Enthält die Unveränderlichkeit der Tattoos als fixierte Bildzeichen nicht zu viel »dogmatische« Schriftlichkeit, also Festlegung, die eben in Fragen der Glaubensüberzeugung nach kirchlicher Tradition nicht Sache des Einzelnen, sondern zunächst nur der Heiligen Schrift und kirchlicher Kommunikationsprozesse (synodaler Glaubenssymbole) sein kann – und selbst die sollten reversibel bleiben (!)? Natürlich werden damit sogleich auch Grundfragen des konfessionell spaltenden Bilderstreits aufgerufen. Welche Funktion haben die Bilder genau für die religiöse Erfahrung? Das wäre noch genauer zu klären.

Dass Tattoos präsentative Symbole im Sinne Susanne Langers sind, sehe ich auch so. Allerdings

notiere ich ein leises Fragezeichen, ob das »Hautgedächtnis« (also das im Schmerz eintätowierte Körperbild) wirklich zuverlässiger ist als andere Formen des Gedächtnisses. Hinter dieser Wertung steht ein uns selbstverständliches Vertrauen in die Erinnerungseignung schriftlicher Zeichen. Selbstverständlich ist das Körperbild weniger flüchtig als das Gehörte und nur Gesehene. Dennoch: Es wäre erst nochmals genauer zu überprüfen, welche Sinneserlebnisse am stärksten im Gedächtnis haften bleiben. Mancher Schmerz ist rasch vergessen und die ursprüngliche Bedeutungszuschreibung des eigenen Tattoos kann sich im Lauf der Biographie drastisch wandeln. Ontogenetisch dürften hingegen am intensivsten die Erinnerungsspuren des Geruchs und des gehörten Stimmklangs sein (also der Stimmklang der Mutter oder der Körpergeruch des Liebespartners). In der enormen Wirkkraft musikalischer Klänge auf die Emotion von Menschen spiegelt sich etwa die Erinnerungsmacht solcher Klänge. Der liebevolle Zuspruch der mütterlichen oder väterlichen Stimme ist aus dem Gedächtnis kaum auszulöschen. Ob der Akt der Tätowierung und die durch Tattoos ausgelösten Kommunikationsprozesse wirklich Erfahrungen auslösen können, die solchen Urerfahrungen analog sind, wäre genauer zu klären.

Dass der Akt der Tätowierung ein liminaler oder liminoider Akt der Identitätsüberschreitung und Neu-Konstituierung sein kann, leuchtet mir hingegen unmittelbar ein. Mädler unterstreicht allerdings zu Recht, dass dies alles noch nicht notwendigerweise religiös gedeutet werden muss. Entscheidend ist in der Tat, ob solche Transzendierungsvorgänge die begrenzte Erfahrung überschreiten und in umfassende Sinnhorizonte hineingestellt werden (siehe Mädler S. 19 in vorliegenden Band).² Auch von daher ist noch einmal (etwa mit dem Differenzierungsangebot von

² Hier ist eine Detailkritik angebracht, denn der folgende Satz steht in Spannung zur eben dargestellten Grundthese Mädlers: »Religiöse Qualität eignet ihnen allemal, auch unabhängig von der Selbstzuschreibung derer, die sie machen und für sich als so sinnvoll deuten, dass sie sie auf ewig am Leib tragen möchten« (21). Das klingt nun doch zu stark nach natürlicher Theologie und antragener anonymen Religiosität. Der Begriff der »Qualität« scheint mir hier zu stark und besser durch denjenigen der »Potentialität« zu ersetzen. M. E. genügt es zu konstatieren: Die Struktur der geschilderten Grenzerfahrungen durch den Erwerb von Tattoos ist deutungssoffen hin für religiöse Grenzerfahrungen, ohne sie notwendigerweise zu induzieren.

Thomas Luckmann, der drei Stufen von Entgrenzung unterscheidet³) präziser zu fragen, um welche Form von Transzendierungspraxis es sich handelt. Nicht jeder Schrei nach Anerkennung und Liebe ist schon per se religiöse Praxis. Zumeist werden sich die Praktiken der Tätowierung im Feld kleiner und mittlerer Transzendenzerfahrungen bewegen.

Mädler macht nun ein interessantes religiöses Deutungsangebot solcher Transzendierungserfahrungen (und lässt weithin offen, ob die empirischen Subjekte der Tattoo-Kultur sich ein solches Angebot je zu eigen machen würden): Die Tätowierung wird als Stigma, als bewusst gewählte Versehrung des Körpers verstanden. Die Versehrten reklamieren in der Verwundung und Stigmatisierung des Körpers zugleich die Anerkennung als »auserwählt«. Mädler verweist dazu auf christologische Denkfiguren, sie hätte aber auch bereits das Kainsmal (1 Mose 4,15) oder die Versehrtheit Jakobs nach dem Kampf am Jabbok als Beleg anführen können (1 Mose 32,32). Gerade als Verletzter kann Jakob gesegnet seinen Weg weitergehen: Der Segen (bzw. Schutz Gottes) erwächst gerade aus der (körperlichen) Verletzung.

Es dürfte unzweifelhaft sein, dass hier in der Tat Anschlussmöglichkeiten für rechtfertigungstheologische Deutungen bestehen. Wer sich selbst als defizitär zeigt, seinen Status als »Sünder« im Zeichen körperlicher Versehrung erkennen lässt, dem ist in besonderer Weise der Zuspruch der Anerkennung durch Gott verheißen. Allerdings müsste eine praktisch-theologische Deutung solcher Phänomene auch klar benennen, dass sich die Subjekte die Zuerkennung der unverbrüch-

lichen Personwürde und Auserwähltheit nach christlicher Überzeugung nicht selbst zusprechen, sie ihnen vielmehr zugesagt werden muss. Wird die Tätowierung als raffinierte Technik, Anerkennung zu erzwingen (zumindest Aufmerksamkeit zu erhaschen) verstanden, liegt sie außerhalb dessen, was für protestantische Theologie noch anschlussfähig ist. Zumindest die Frage muss gestellt werden, ob Tätowierung und Tattoos nicht Ausdruck eines Willens zur Selbstrechtfertigung sind. In jedem Fall allerdings können Tattoos als deutlicher Schrei nach Zuspruch und Forderung nach Anerkennung aufgegriffen werden.

Praktisch-theologischer Ausblick zum Phänomen der Tätowierung

Ich möchte nur andeuten, was ich über Mädlers Impulse hinaus als Aufgabe der Praktischen Theologie im Blick auf das Phänomen der Tätowierung sehe. Das betrifft insbesondere den kritisch-handlungsorientierenden Charakter der Praktischen Theologie, den ich nicht hinter ihrer phänomenologischen Aufgabe verschwinden lassen möchte. Praktische Theologie als Lebenskunstwissenschaft hat eben auch (optativ, nicht imperativisch-normativ!) aufzuzeigen, welche Grenzüberschreitungen im Medium kultureller Handlungsvollzüge wünschenswert und empfehlenswert sind. Sie hat also auch zu klären, welche Grenzen überschritten werden sollen, welche nicht überschritten werden dürfen (i. S. von Rechtsschutz u. Schutz der Personwürde) und welche Grenzüberschreitungen zu empfehlen sind und etwa kontrolliert im Ritual begangen werden können, um in Kontakt mit dem Heiligen zu gelangen.

Zunächst ist darauf zu verweisen, dass Grenzüberschreitungen, auch religiöse, nicht per se positiv sind (darauf hat ja auch Mädler mit dem Phänomen des destruktiven »Ritzens« hingewiesen). Der Begriff der Grenzüberschreitung ist mittlerweile (im Unterschied zum Begriff der »Entgrenzung«) im deutschen Sprachgebrauch häufig eindeutig negativ konnotiert und wird etwa mit sexuellem Missbrauch verbunden. Grenzüberschreitungen sind immer auch gefährlich. Auch der Umgang mit dem Heiligen hat das zu berücksichtigen. Eine Grundfunktion religiöser Rituale besteht darin,

³ In einer Zusammenfassung von Volkhart Krech: »Kleine Transzendenzen umfassen Erfahrungen der Grenze, die zwischen der gegenwärtigen alltäglichen Erfahrung und all dem liegt, was in ihr nur angezeigt wird, also selbst nicht erfahren wird, aber grundsätzlich ebenso unmittelbar erfahrbar ist. Die mittleren Transzendenzen beziehen sich darauf, daß die Erfahrungen, Gefühle und Gedanken anderer Menschen nicht unmittelbar erfahren, gefühlt und gedacht, sondern nur mittelbar erschlossen und nachvollzogen werden können. Die großen Transzendenzen bezeichnen Erfahrungen, welche die alltägliche Wirklichkeit übersteigen und sich auf eine außeralltägliche Wirklichkeit beziehen – etwa im Traum, in der Meditation oder in der Ekstase. Diese Wirklichkeit ist von der des Alltags grundverschieden und kann nur symbolisch vergegenwärtigt werden« (V. Krech, *Religionssoziologie* [einsichten; Themen der Soziologie], Bielefeld 1999, 20).

heilsame Grenzen aufzurichten und sie kontrolliert zu überschreiten, um der Gefährlichkeit des Heiligen nicht zu erliegen.

Ich verstehe Praktische Theologie als eine Lebenskunsttheorie, die verschiedene Lebensoptionen für den Einzelnen wie die Kirche abwägt. Als solche hat sie auch die Chancen wie Gefahren von Tätowierung als Medium religiöser Expressivität zu thematisieren. Das deute ich nur knapp und verkürzt an:

Die Chancen liegen m. E. etwa darin, dass Tattoos ein deutlich sichtbares Zeugnis in der Öffentlichkeit sein können, eine Form des ganzheitlich-körperlichen Bekenntnisses existentieller Überzeugungen und auch des christlichen Glaubens. Was in die eigene Haut eingeritzt ist, lässt einen selbst nicht »unberührt«, kann kaum nur oberflächliches Dekors sein. Das Inwendige wird auf der Haut getragen. Was wäre ernsthaft gegen Kreuz und Fisch als Erkennungstattoos von Christinnen und Christen zu sagen? Oder gegen andere Symbolik, die die Überschreitung hin zu Gott zum Ausdruck bringt?

Die Gefahr sehe ich einmal für den einzelnen darin, dass im permanenten Körperbild die Tendenz zu »dogmatischen« Festlegungen angelegt ist. Einmal eintätowiert, sind sie eigentlich nicht mehr »verhandelbar«, nur noch mühsam in interpretativen Diskursen umzudeuten. Hier gerät leicht der geschichtlich-zeitliche Charakter des christlichen Glaubens in Gefahr. Das Körperbild tendiert dazu, auch das Gottesbild »festzustellen«. Die Optionen persönlicher Veränderung im Gottesbezug werden so eingeschränkt und auch der Interpretationshorizont der eigenen Lebensgeschichte eingeengt. Das widerspricht christlicher Freiheit. ChristInnen müssen eben ihr Gottesbild nicht unbedingt auf dem Leib tragen. Denn es darf sich wandeln und verändern im Lauf des Lebens. Die Stigmata sind dem einen Bild Gottes, dem Gekreuzigten überlassen. Es ist nicht die Aufgabe der Gemeinde Christi, ihn zu imitieren, sondern ihm nachzufolgen, das ist etwas anderes!

Es bleibt die Aufgabe, Gott auch mit dem eigenen Leib zu verherrlichen. Wie das geschehen kann, ist eine Frage christlicher Freiheit und Verantwortung. Tattoos können, müssen aber nicht zum Ausdrucksrepertoire freier Christenmenschen gehören. Sie zählen zu den Adiaphora in

Sachen Glauben. Wer dieses Kommunikationsmedium wählt, sollte sich über Risiken und Nebenwirkungen im Klaren sein.

Wenn hier der knappe Versuch einer Würdigung der Kulturtechnik der Tätowierung für christliche Religion gewagt wurde, so wiederholt sich diese Aufgabe der Praktischen Theologie im Blick auf andere Formen der Popkultur, etwa der Popmusik: Das kulturelle und auch religiöse Entgrenzungspotenzial der Nutzung von Popkultur kann nicht mehr ernsthaft bestritten werden. Die Ergebnisse von zwei Jahrzehnten Forschung liegen jetzt im »Handbuch Religion und Populäre Kultur«⁴ vor. Aber dieses Entgrenzungspotenzial ist hochambivalent. Wohin entgrenzt die Techno-Party oder der gemeinsame Gesang der Hooligans im Stadion? Sind Überschreitungen in kollektive Massenhysterien wünschenswert? Ist die Ausschaltung des Zeitbewusstseins in tranceartige Transzendierungserfahrungen kompatibel mit dem »nüchternen Wachen« der christlichen Glaubensexistenz?

Und weiter: Über den Entgrenzungsmöglichkeiten darf nicht übersehen werden, dass der andere grundlegende Effekt der Popkultur der grenzziehende ist: Wie bereits angedeutet, werden ästhetische Regeln fürs eigene Milieu oder die subkulturelle Peer-Group errichtet. Man stabilisiert den Alltag durch den Konsum entlastender Unterhaltung und Traumzeiten. All dies kann auch dazu dienen, sich auf den Status quo der gesellschaftlichen Wirklichkeit einschwören zu lassen, gerade indem Entgrenzungsphänomene popkulturell simuliert werden. Die Freizeitekstase entschädigt ein wenig für die beruflichen Leistungszwänge und bestätigt sie gerade dadurch. Zugleich dient Populärkultur dazu, durch Einbindung ins Gewohnte und Bekannte zu beheimaten. Ich behaupte (vielleicht etwas ungeschützt, aber in der Wahrnehmung der großen Masse an Popmusik wohl nicht völlig zu Unrecht): Die begrenzenden, eingrenzenden und abgrenzenden Potenziale von Popkultur sind in der Regel höher als ihre entgrenzenden. Die Mehrheit sucht nicht Transzendenz in der Popkultur, sondern Beheimatung im

⁴ K. Fechtner/G. Fermor/U. Pohl-Patalong/H. Schroeter-Wittke (Hg.), Handbuch Religion und Populäre Kultur, Stuttgart 2005.

wohlbekannten Diesseits. Ob das auch für die popkulturelle Technik des Tätowierens gilt, wäre empirisch genauer zu untersuchen.

Die Spannung zwischen Entgrenzung und Abgrenzung durchzieht die Popkultur wie Religion gleichermaßen. Auch Religion hatte immer schon eine doppelte Aufgabe: Einfügung und Einstimmung in heilige Ordnungen, also Stabilisierung und Festigung von Gegebenem, ja Regression ins

Bekannt-Harmonische und ins mütterliche Urvertrauen (also das priesterliche Element) und die Überschreitung und Öffnung für ganz Neues, das ganz Andere und die Progression ins Endzeitliche (das prophetische Element). Ob Tätowierungen als Akt priesterlicher oder prophetischer Spiritualität interpretierbar sind und wie vielleicht beides zugleich in einer spannungsvollen Einheit zu denken ist, könnte eine Frage für weitergehende Diskussionen sein.

Aus: Friedrich Schweitzer (Hg.), *Kommunikation über Grenzen. Veröffentlichungen der Wissenschaftlichen Gesellschaft für Theologie*, Band 33, Copyright © 2009 by Gütersloher Verlagshaus, Gütersloh, in der Verlagsgruppe Random House GmbH. München, S. 723 ff.